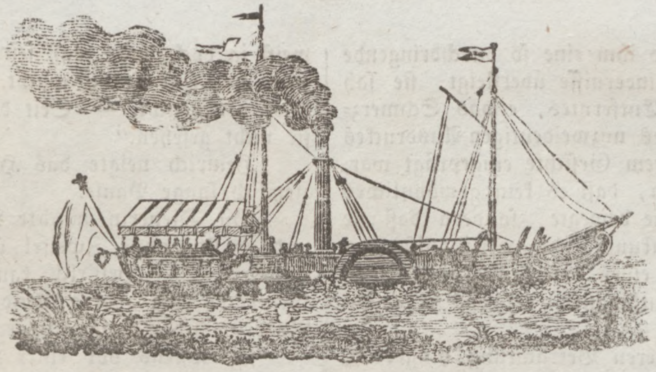
№ 53.

Donnerstag, am 2. Mai 1844.

Von dieser der Unterhaltung und den Interessen des Volkslebens gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern,



welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Eine letzte Liebe.*)

Nach Emil Souvestre.

1.

Im Hintergrunde des Saales, in einem Hotel der Straße Saint Lazare, ruhte eine Dame von ungefähr dreißig Jahren auf einem Sopha, die Hände über der Brust gekreuzt, das Haupt zurückgeworfen und die Augen fest auf den Platfond geheftet. Ihr Angesicht konnte für angenehm gelten, wenn es die Farbe der Gesundheit und das Lächeln der Freude geschmückt hätte, so aber entstellten es die Thränen, wie es bei allen denen geschieht, deren Schönheit eine gewöhnliche ist. Ihre Stirne war weder breit noch rein genug, um jene erhabene Bläße, jene schwärmerische Würde auszudrücken, welche der Schmerz seinen Erwählten zuweilen verleiht, bei ihr war die Bläße ohne Wirkung. Ihre gedrängten Züge, welche die Fröhlichkeit verschönern konnte, hatten in der Traurigkeit etwas Plumpes, und der Umfang ihrer starken Taille bildete mit dem trostlosen Ausdruck ihres Gesichtes einen unangenehmen Contrast.

*) Obige Erzählung entnehmen wir einem ganz kürzlich in Wien, unter dem Titel: Schatten, neue Novellen und Erzählungen von Joh. N. Vogl, erschienenen Buche, welches wir, wie die hier mitzutheilende Probe beweisen wird, der lesenden Welt mit vollem Rechte empfehlen können. D. R.

Kurz, wenn auch im Ganzen dieser Dame die Harmonie mangelte, wenn der Schmerz aller Grazie entbehrte, und die heftige Leidenschaft ihr gewaltsam eingeprägt und über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, so sah man sie doch um ihr blondes und wellenförmiges Haar flattern und aus ihren Augen schimmern, deren grauliches Blau ihrem Blicke den unzerstörbaren Glanz des Stahles gab. Sie war offenbar eine von den starken Naturen, die nur über das Leichte und Ruhige erschrecken; eines von den Herzen, die, einmal getroffen, fest an dem Gefühle halten, und die man nicht anders mehr davon losreißen kann, als wenn man sie zerstört.

Wer immer diese Dame, deren Bild wir skizzirt haben, in dieser ihrer traurigen Unbeweglichkeit sah, hat bereits errathen, daß sie sich eben in jener schrecklichen Ruhe befand, die weder Niedergeschlagenheit, noch Resignation, sondern das Schweigen einer Leidenschaft ist, die Kräfte sammelt und Athem schöpft. Ein halbgeöffnetes Kästchen stand auf einem kleinen Kissen zu ihren Füßen, um welches Briefe zerstreut herumlagen, die so zerknittert waren, daß man es ihnen ansah, daß sie oft gelesen und lange auf dem Herzen getragen wurden. Ihre Gegenwart auf dem Sopha allein schon enthüllte ihren Werth. Daß die traurige junge Dame in ihre düstere Träumerei versank, kam zweifelsohne von dem Lesen dieser Briefe. Seit einigen Augenblicken war sie in eine jener inneren Betrachtungen versunken, während welcher sich unser ganzes Leben auf ein einziges

Vermögen concentrirt, und ihm eine so durchdringende Kraft verleiht, die alle Hindernisse übersteigt, sie sah in ihrem Innern etwas Entferntes, etwas Schmerzliches; bei dem Anblicke des unzweideutigen Ausdruckes von Verzweiflung, der ihrem Gesichte eingeprägt war, konnte man leicht errathen, daß es kein gewöhnliches Unglück sei, dessen Bild sie bewegte, sondern daß sie im Hintergrunde der Zukunft ein verhängnißvolles Räthsel las, und daß sie eines von den großen Mißgeschicken des Herzens muthmaßte, die das Leben in der Wurzel zerstören.

Ganz sich dieser letzteren Betrachtung hingebend, hatte sie vergessen, was sie umgab. Aber ungeachtet dieser Geistesabwesenheit würde man gesagt haben, daß die Sinne eine mechanische Empfänglichkeit beibehalten, denn ihr Körper schrack bei einem Geräusch zusammen, das sie aus ihrer Vision erweckte und ihren Verstand wieder in die materielle Welt zurückführte, sie erkannte die Stimmen und Schritte, welche sich dem Saale näherten. Dies ist einer von den Augenblicken, in welchen eine unausweichliche gleichgültige Unterredung etwas Unerträgliches scheint, in welchen das Wort, das unsere Ruhe stört, auf uns dieselbe Wirkung macht, die uns in dem halbwachen Morgenschlummer beunruhigt, der Gedanke Fremde zu empfangen, den Geist zu einer schalen Unterredung zu nöthigen, machte die junge Dame auf ihrem Sopha erbeben. Sich erinnernd, daß sie vergessen hatte, die Thüre abzuschließen, warf sie das Kissen, welches ihre Füße bedeckte, rasch zurück, ergriff das Kästchen mit Briefen, und ging schnell auf ihr Zimmer. Sie hatte kaum die Thüre hinter sich geschlossen, als jene des Saales sich öffnete.

Ein junger Mann in Begleitung einer alten Dienerin trat ein, er sah rings umher und Niemand bemerkend sprach er gegen die Alte gewendet: „Meine Base ist nicht hier, Anne?"

„Sie wird ausgegangen sein, während ich abwesend war," antwortete die Dienerin, „sie war hier, als ich wegging."

„Ist sie noch immer so leidend?" fragte der junge Mann zögernd.

„Leidend?! — das ist nicht der rechte Ausdruck, Herr Heinrich, obschon sie nicht schläft und nicht ißt, so befindet sie sich doch so wohl als Sie und ich. Aber das Uebel hat seinen Sitz im Innern, — verstehen Sie. Das spaltet das Herz, und dieses Kind wird sich nie Rechenschaft zu geben wissen."

Der junge Mann schwieg einen Augenblick verwirrt. Es war leicht zu merken, daß er eine Frage hatte thun wollen, und daß er nun damit zögerte, indem er nicht wußte, ob sie zulässig sei. Er betrachtete eine Zeit lang die Dienerin, näherte sich ihr endlich und sagte sehr leise: „Kommt Herr Marzoi auch selten?"

Die Alte zuckte die Achseln, mit einem verdrießlichen Ausdrucke von Unzufriedenheit.

„Wie? hat denn ein Arzt auch ein Herz? Er weiß ja doch wohl, daß sein bloßer Anblick die Madame froh, wie eine Lerche, macht, aber daß er sie noch weit öfter verscheucht. — Seit drei Tagen schon haben wir sie nicht gesehen."

Heinrich neigte das Haupt und es entstand eine ziemlich lange Pause.

Die Dienerin machte Miene sie zu unterbrechen und wollte ohne Zweifel über dasselbe Süjet weiter sprechen, aber Heinrich kam ihr zuvor und gab dem Gespräche eine andere Wendung, indem er fragte: „Ist Viktorine schon lange ausgegangen?"

„Höchstens vor einer Viertelstunde, vielleicht hat sie sich sogar in ihr Zimmer verschlossen, denn das thut sie jedesmal, wenn sie weinen will. Wenn Sie wollen, Heinrich, daß ich sie suchen soll, so will ich ihr sagen, daß Sie hier sind."

„Nicht doch, ich kann nur wenige Augenblicke bleiben; — stören wir sie nicht."

Ohne auf die Antwort der Alten zu hören, machte er sich, wie wenn er zu Hause wäre, bequem, nahm ein Journal vom Konsoltischchen und begann, wie es schien, so aufmerksam zu lesen, daß es der Dienerin gerathener schien, sich zurückzuziehen. Sie entschloß sich hierzu aber erst, nachdem sie einige Stühle in Ordnung gebracht und sich einige Zeit um Heinrich in der vergeblichen Absicht, das Gespräch zu erneuern, zu thun gemacht hatte. Sie murmelte etwas zwischen den Zähnen und verließ den Saal.

Kaum hatte sie die Thüre geschlossen, warf der junge Mann das Journal bei Seite und erhob sich trotzig und niedergeschlagen zugleich. Er warf einen träumerischen Blick um sich, die ganze Umgebung verrieth die Gegenwart einer Dame. Ein goldener Fingerhut lag am Boden, und unter den Falten einer begonnenen Stickerei bemerkte man ein noch geöffnetes Journal. — Heinrich betrachtete einen Augenblick diese elegante Unordnung mit einer Art von stiller Wollust; schritt sodann gegen den Hintergrund des Saales und blieb vor der Stelle stehen, welche seine Base eingenommen hatte. Das Sopha zeigte noch den Umriß des Körpers, den er in dasselbe eingedrückt hatte, und auf dem blauen Tuche des Kißchens, auf welchem ihr Haupt geruht hatte, waren Spuren von Thränen zu sehen; ein halbgeöffneter Brief, den sie vergessen hatte, lag bei den Füßen des Sophas. Heinrich schien die Schrift zu kennen, denn er erblaßte etwas, als er sie ersah, und wendete die Blicke ab. Aber sich wieder aufrichtend fiel sein Blick auf den aufgehängten Spiegel und eine innere Bewegung erschütterte sein ganzes Wesen. — Einen Augenblick stand er unbeweglich und las mit bitterer Verzweiflung in seinem eigenen Gesichte, dann verhüllte er, als hätte dieser Anblick unerträgliches Leiden in ihm aufgeregt, das Gesicht mit seinen Händen, und sank auf das Sopha nieder.

Dieser plötzliche Schmerz des jungen Mannes, durch das Abbild seiner Züge erzeugt, konnte etwas

übertrieben scheinen, wenn er nicht gewissermaßen durch seine übergroße Häßlichkeit gerechtfertigt wäre. Sein Wuchs war so klein, und seine Glieder so schmächtig, daß man ihn im ersten Augenblicke für ein Kind halten konnte, wenn nicht eine allzusichtbare Kränklichkeit die Ursache dieser Schwäche erklärt hätte. Seine Gestalt hatte, so wie bei allen Höckerigen, einen so sardonischen und fratzenhaften Ausdruck, daß ihn die Natur damit wie mit einer zweiten Krankheit zu strafen schien; es kostete Mühe, wollte man in den tiefen Furchen dieses Gesichtes die Strahlen einer nicht zu benennenden Schönheit entdecken, die auf einen Augenblick aus einem fast schielenden Auge fielen, oder die im Winkel verschrumpften Lippen glätteten.

Um sein Unglück voll zu machen, war seine Häßlichkeit mit einer jener falschen Lebensfarben geschmückt, welche das Alter entstellen, weil sie keinem Alter angehören; eine Art künstlicher Farbe, welche den Gesichtszügen, ich weiß nicht, welche zweideutige und welke Jugend aufdrückt, und die, ohne daß sie mit den Grazien der Jugend schmückt, bis zur Schönheit der Falten und bis zur Erhabenheit des Alters bleibt.

Sicher hatte Heinrich das Bewußtsein seiner körperlichen Entstellung heftig ergriffen, denn er stand lange, das Gesicht mit den Händen bedeckt, in der Stellung einer tiefen Betrübniß. Endlich erhob er doch das Haupt, mit sichtbarer Gewalt diesen widrigen Gedanken unterdrückend, sah er um sich und heftete seine Augen auf den vergessenen Brief. Dieser Anblick erneuerte ohne Zweifel eine Menge der auf einen Augenblick unterbrochenen Gedanken, denn er verfiel schnell in tiefe Betrachtung, der seine Häßlichkeit augenscheinlich fremd blieb.

Doch bevor wir den Leser in das Geheimniß dieser Betrachtung einweihen, halten wir uns verpflichtet, einige Aufklärungen über die junge Dame, deren wir im Eingange dieses Kapitels erwähnten, und über diesen Heinrich zu geben, von dem wir nichts weiter als seinen Namen wissen. (Fortsetzung folgt.)

Briefliche Mittheilungen.

(Schluß.) **Berlin**, den 13. April 1844.

Wie man hört, sollen sich viele Beamte an den König gewandt und sich beklagt haben, daß sie an dem kirchlichen Leben keinen Antheil nehmen könnten, weil sie an Orten lebten, an denen sie nicht Gelegenheit hätten, eine Kirche, die ihrer Confession angehörte, zu besuchen. Der König soll in Folge dieser Bittschreiben befohlen haben, daß bei Versetzungen von Beamten darauf gesehen werden solle, daß eine Theilnahme derselben am kirchlichen Leben nicht durch lokale Verhältnisse unmöglich gemacht werde. — Zum Besten der schlesischen Weber ist hier ein Verein zusammengetreten, der sich zur Aufgabe gestellt hat, schlesische Leinwand unter billigen und reellen Bedingungen zu verkaufen, um den Erlös zum Besten der armen Weber verwenden können, und wo möglich zu bewirken, daß dieselben nie unbeschäftigt bleiben dürfen. — Wahrscheinlich werden die sogenannten Divisionsschulen ganz eingehen, weil zum Eintritt in das Militair künftig das Abgangszeugniß der Reife von einem Gymnasium oder einer höheren Bürgerschule erfordert wird. — Die jüdischen Freiwilligen sollen künftig zum Landwehr-Officier-Examen zugelassen werden. — Die Beschwerdeschrift, welche die hiesige philosophische Fakultät wegen der Suspension der Nauwerkschen Vorlesungen bei Sr. Majestät dem Könige eingereicht hat, ist wörtlich im Publikum bekannt geworden, und dies hat zu Nachsuchungen Veranlassung gegeben, um zu erforschen, wie wohl dieses Schreiben habe bekannt werden können. Bis jetzt haben die Nachsuchungen kein Resultat ergeben. Falsch ist unstreitig die Vermuthung derjenigen, die da meinen, der Concipient der Beschwerdeschrift habe dieselbe auch anderweitig publicirt. Nauwerk selbst ist vorläufig zu seinen Verwandten nach Meklenburg gereiset. — Es befinden sich gegenwärtig einige berühmte Literaten hier, nämlich Karl Beck, von dem nächstens ein Gedicht „Tricolore" erscheint, und Karl Gutzkow, der während seiner Anwesenheit wahrscheinlich einige von seinen Dramen auf die Bühne bringen wird. — Auch ein Dr. Hirschfeld aus Bremen, der sich als Phrenolog einen Namen erworben hat, befindet sich jetzt hier, und wird zum Besten der Kleinkinder-Bewahranstalten Vorlesungen über Phrenologie (Kunde des menschlichen Geistes) halten, welche die Gallsche Schädellehre in einer dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaften entsprechenden Form darstellen werden. — Der Prediger an der hiesigen evangelischen Elisabeth-Kirche, v. Gerlach, der vor einigen Wochen Consistorialrath geworden ist, hat sich geweigert, einen geschiedenen Mann zu trauen, weil es gegen seine Ueberzeugung sei, eine zweite Ehe einzusegnen. Die Sache ist dem hiesigen Consistorium anhängig gemacht worden. — Man beabsichtigt, einen Frühgottesdienst für die Droschkenkutscher, und einen Pastoralhülfsverein zu gründen. Zu dem letztern sollen vorerst vier Kandidaten ausgewählt werden, die in einem Hause gemeinschaftlich wohnen und speisen sollen. — Unter den literarischen Neuigkeiten erwähne ich: 1) zwei Schriften zur Judenfrage und „Preußen in seinen religiösen Verhältnissen" von dem Geheimen Oberfinanzrath Wolfert, 2) der ewige Jude von E. Sue, ins Deutsche übertragen und commentirt von J. B. Rousseau, mit welchem Werk die Buchhandlung Meier & C. eben so gute Geschäfte zu machen gedenkt, als mit den Uebersetzungen der Mystères de Paris gemacht worden sind, und 3) das dritte Heft des „Staats" von Th. Woeniger, welches folgende Aufsätze enthält: 1) der Tarifzoll und die deutsche Weberei, 2) Deutschlands politische Tagespresse, 3) die Verwandlung der Lotterie in eine Rentenbank, 4) Karl XIV. Johann König von Schweden und Norwegen. L.

Nachtempfindung.

O süße Nacht, so wehmuthreich,
Wie siehst du mild am Himmel nieder!
Du stimmst die Seele still und weich
Und ihre Ruh giebst du ihr wieder!

O schaute ein Genosse hier
Gleich mir den Mond im Laubgeflüster,
Und theilte dies Gefühl mit mir, —
Ein Mann von Einfluß — gar Minister!

Dann würde schmelzen sein Gemüth
In dem Gefühl, das mir geworden,
Er gäb' — was schwerlich Tag's geschieht —
Noch diese Nacht mir einen Orden!

E. von Lengerke.

Reise um die Welt.

*** Der Verein für wissenschaftliche Vorträge in Berlin schloß seine diesjährige Thätigkeit mit einer Vorlesung Dieterici's über die Rolle, welche Kaffee und Zucker in Europa spielen. Der Verbrauch des Kaffee's in Preußen, dessen Vertrieb unter Friedrich dem Großen ein Monopol der Regierung war und auf welchem eine Steuer von 6 Ggr. für das Pfund lastete, hat, nach Dieterici, vor 50 bis 60 Jahren etwa $3\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. betragen, während derselbe sich jetzt auf 30 bis 40 Mill. Pfd. beläuft. Im gesammten Zollverein, dessen Bevölkerung ungefähr 28 Millionen Seelen beträgt, werden jetzt 70 Mill. Pfd. Kaffee jährlich verzehrt, wonach also $2\frac{1}{2}$ Pfd. auf den Kopf kommen, während noch vor zehn Jahren der Durchschnitt nur 2 Pfd. betrug. Da sich nun die Kaffeepreise seitdem gleich geblieben, so folgt daraus, daß wir jetzt den Kolonieen blos für Kaffee um ein Fünftel mehr zinsbar sind, als vor zehn Jahren. In gleichem Verhältniß ist die Consumtion des Zuckers sowohl im Zollverein, als im gesammten übrigen Europa gestiegen. In Großbritannien beträgt der Verbrauch jährlich 16 bis 17 Pfd. auf den Kopf; in Frankreich $6\frac{1}{3}$ Pfd., worunter 2 Pfd. Rübenzucker, im Zollverein 5 Pfd., worunter 1 Pfd. Rübenzucker, und in Oesterreich etwas über 2 Pfd. Die Gesammtproduktion des Rohrzuckers wird auf 1600 bis 1700 Mill. Pfd. berechnet, wovon nach Europa über 1200 Mill. und nach England allein zum dortigen Verbrauch 445 Millionen gehen.

*** „Franciscus Colonna" ist ein kleiner Roman, der aus Charles Nodiers Nachlasse vor Kurzem zu Paris erschienen ist; er wurde erst kurz vor des Dichters Tode vollendet. Das Journal des Debats zeigt das Werk mit der Bemerkung an: wenn man diese Blätter voll ernster Erhebung in ihrer durchsichtigen Reinheit lese, so möchte man sagen, derselbe habe in diesem letzten Gedanken die ganze poetische Fülle seiner Seele, die ganze Anmuth seines Styls, die ganze melancholische Zartheit und schalkhafte Sorglosigkeit seines Geistes niederlegen wollen.

*** In keinem Lande giebt es so große Güter als in Holstein. Bernh. Meyer schildert eins, einem Herrn Schwerdfeger gehörig, das 70 Pferde, 350 Kühe hatte; die Größe betrug 4000 Tonnen, à 240 Quadratruthen, oder 7000 Morgen. Jährlich werden 7 bis 8000 Tonnen geerntet, täglich mindestens 150 Pfund Butter und 4 bis 7 Käse von 5 bis 26 Pfund gewonnen. Die Milchkammer gleicht einem großen Saale. Zugleich gab es Teiche bei dem Gute, daß jährlich 50- bis 55,000 Pfd. Karpfen gefischt wurden.

*** Ein Unglücksfall, der sich kürzlich in Regensburg ereignete, hat große Theilnahme erregt. Der k. Werkmeister Burgartz, ein allgemein geachteter Mann und braver Familienvater, war an diesem Tage, begleitet von einem Töchterchen und der Gattin des fürstl. Thurn und Taxis'schen Kanzlisten Roth, nach Pielenhofen gefahren. Auf dem Heimwege wollte er an einer vernachläßigten Wegstrecke der über die Ufer getretenen Naab ausweichen, warf um, und die drei Personen stürzten in den Fluß. Burgartz gelang es, das Kind wieder an's Land zu bringen, aber als er noch einmal in die Fluthen sprang, um seine unglückliche Gefährtin zu retten, sank er zugleich mit dieser unter. Er hinterläßt eine Wittwe und fünf Kinder.

*** Herr Bolze, Leichenbeschauer zu Altona, hat ein kostbares Aktenstück veröffentlicht, welches einen herrlichen Beitrag zu „Kunst der deutschen Prosa" abgeben würde. So folgerecht gedacht, als diese in der Altonaer Tages-Post abgedruckte Anzeige, hat man lange nicht gelesen, und sie verdient daher weiter verbreitet zu werden. Sie lautet folgendermaßen: „Da es sich gezeigt hat, daß der junge Mann, der neulich ertrunken, gar nicht ins Wasser gefallen war, noch sich hineingestürzt hat, wozu keine Ursache vorhanden, da er nicht hier ansässig, so hat es von dem Aufsuchen seines Leichnams sein Abkommen. Der gefundene Hut und das Halstuch gehören übrigens einem Betrunkenen, nicht Ertrunkenen, welcher sich auch schon gemeldet."

*** Ein junger deutscher Edelmann spielte in einem Badeorte mit seltenem Glücke Roulette und gewann auf einem Satze 30,000 Gulden. Er schließt sein Geld ein, allein Tags darauf ist es verschwunden sammt seinem alten Diener Fritz. Nach acht Tagen kam Fritz zurück. — Woher kommst Du? ruft ihm der Graf entgegen. — Ich dachte, Herr Graf, Sie würden fortfahren zu spielen und das Geld wieder verlieren; deshalb schaffte ich es zu Ihrem Herrn Vater. Hier ist seine Empfangsbestätigung. — Solche Vorsicht fällt nur einem deutschen Diener bei.

*** Selten ist durch die Kunst des Kochens Einer so reich geworden, wie der berühmte Restaurateur Very in Paris. Als er sein Geschäft aufgab, bezog er von den zurückgelegten Kapitalien 50 bis 60,000 Frs. Renten jährlich; seine Schwägerin hatte sich ein Einkommen von 5 bis 6000 Frs. geschafft, und sein Bruder in dem nämlichen Geschäfte ein solches von 10,000 Frs. erworben. So weit bringen es gelehrte Köche, d. h. Schriftsteller, nicht leicht. Sein Sohn ist jetzt Gutsbesitzer in Montmorency.

*** Von der anatomischen Schädelsammlung des Hofraths Rosenmüller in Leipzig gingen sechszig Schädel von Selbstmördern nach Bonn. Als der Fuhrmann mit dem Frachtbriefe an der Grenze ankam, glaubte man nicht eher an den Inhalt, bis die Kiste geöffnet war, und dann fuhr man die Schädel ein, als — getragene Waare.

*** Gegen mehrere Geistliche der englischen Hochkirche sind in neuester Zeit Ehebruchsklagen und sonstige unsittliche Geschichten aufgekommen.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.



№ 53. **Am 2. Mai 1844.**

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes ist in fast allen Orten der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Theater.

Am 29. April. **Die Gebrüder Foster, oder: Das Glück mit seinen Launen.** Charakter-Gemälde in 5 Akten, nach einem englischen Plane von Dr. Töpfer. Herr Heckscher, vom Breslauer Stadttheater, Stephan Foster, als vorletzte Gastrolle.

Nicht immer ist es ein glücklicher Wurf der eine fremde Frucht auf den heimischen Boden verpflanzt. Das Drama mag in England von großer Wirkung sein — in Deutschland — auch im entferntesten Winkel desselben, in dem die deutsche Zunge nur noch gemischt mit slavischen, magiarischen oder fränkischen Lauten ertönt — wird man sagen, es sei in der bunten Handlung dieses Werkes so viel Uebertreibung, so viel Unwahrscheinlichkeit, daß man zum freudigen Genuß des Ganzen nicht gelangen kann, selbst wenn einzelne Scenen ansprechend genug sind. — Wir, die wir in Preußen Kaufleute haben, welche vierzig Schiffe reich beladen in See senden, können uns nicht denken, daß ein reicher Londoner Kaufherr durch den Verlust zweier Schiffe total ruinirt, seines ganzen Vermögens beraubt wird, uns die wir wissen was Stürme sind, will es nicht einleuchten, daß man in London nichts von den Stürmen gefühlt hat, welcher Fosters Schiffe an der Mündung der Themse in das Meer versenkten, bevor er den verderblichen Handel mit Brown schloß u. s. w.

Noch grellere Fehler sind in der Charakterzeichnung der Hauptpersonen zu finden. — Das schöne Glückskind, die reiche Wittwe, welche nie ein Trübsal empfunden, ist eben so ein Unding wie der plötzlich durch Reichthum gebesserte Spieler, Verschwender. Die Umwandlung des reichen, stolzen Foster in einen jammernden Schwächling ist so wenig motivirt, als die plötzliche Veränderung der bösen Stiefmama, der herrschsüchtigen Frau, in eine zärtliche Mutter und liebevolle Gattin, und der menschlichen Natur ist wahrlich in der Person des Thomas Foster keine Ehre angethan, wenn derselben erst in den letzten Momenten des Dramas die Worte in den Mund gelegt werden müssen, damit sie, diese hartnäckige Person, ihr Unrecht erkennen lerne. — Das Unglück ist gewöhnlich ein strenger Rechenmeister, es multiplicirt nicht „die verlornen Pfunde mit den Körnern des Meeressandes", es addirt zu den äußerlichen Zufälligkeiten die eigenen Fehler und potenzirt die Summe mit einem großen Exponenten — mit den begangenen Verbrechen gegen Recht und Billigkeit, gegen Pflicht und Liebe und wenn das Gewissen die Wurzel daraus ziehen will, so findet es dieselbe verwachsen mit dem Herzen wie einen Polypen — es reißt mit dem Gewächs das böse Triebrad aller Handlungen aus dem Busen, der nun gereinigt, empfänglich ist für guten Samen. — Der so zermalmte Mensch braucht nicht erst an seine Thaten erinnert zu werden, er seufzt unter ihnen wie der Inquisit unter der schweren englischen Marterpresse.

Doch genug von dem Stücke, das seine Anerkennung und Würdigung längst gefunden hat.

Die Darstellung desselben war eine, im Allgemeinen vollkommen würdige zu nennen. Vor allen gebührt Anerkennung Herrn Pegelow, der die schwierige und unnatürlich überladene Rolle des Thomas Foster, mit vieler Kraft und Würde bis zu Ende durchführte, nirgends, wie oft dazu Gelegenheit vorhanden war, übertrieb und so die mitunter groben Verstöße des Verfassers milderte. Eine gleiche Haltung behauptete Mad. Jost in der Parthie der Frau des Kaufherrn, wiewohl sie weniger im Stande war, den unbeschreiblich grellen — Uebergang kann man nicht sagen — den Sprung von der hochmüthigen, grollenden, zu der lammfrommen Frau, des letzten Aktes — gleichsam durch verwaschen der Farben zu mildern.

Herr Nicolas (Robert) hatte wohl, was ihm zugetheilt war, gut im Sinn, hatte jedoch nicht die auf ihn bezüglichen Stellen in den Reden seiner Mitspielenden gehörig beachtet, und stand z. B. in dem Augenblicke höchster Betrübniß über die Verstoßung aus dem Vaterhause — und indem Stephan Foster ihn ermuntert, den Kopf nicht so sehr hängen zu lassen, auch seine schöne Gattin auf die Niedergeschlagenheit des jungen Mannes aufmerksam macht, mit beinahe stolz aufgerichtetem Haupte da. — Nicht in allen dramatischen Werken ist — wie z. B. in den Claurenschen Lustspielen, dem darstellenden Künstler, jede, auch die kleinste Bewegung vorgeschrieben, sehr viel häufiger hat man nach den Worten der Mitspielenden sein Spiel, seine Nüançen, ja sogar sein Costüm, seine Maske zu bilden. Hierauf nicht zu achten, ist jedenfalls ein Fehler, doch freilich ein Fehler, der häufig auch bei älteren Schauspielern vorkömmt, wie z. B. Herr Geisheim in der Rolle des Walter Brown, strammen Schrittes neben dem reich gewordenen Stephan Foster herging, in dem Augenblick, da Thomas Foster zu seiner Gattin mit Ingrimm und Verachtung über dessen gekrümmten Rücken spricht.

Die Flecken sind klein, allein sie entstellen das Gemälde. Von diesen kleinen Flecken abgesehen, müssen wir uns durch das Spiel des Herrn Nicolas sowohl, als das des Herrn Geisheim vollkommen befriedigt erklären, und bedauern, ein Gleiches nicht von unserm Gaste sagen zu können.

Wir würden glauben, Herrn Heckscher zu beleidigen, wenn wir ihn einen denkenden Künstler nennen wollten — der Ausdruck ist zu abgegriffen als Lob, und zu nichtssagend — für alle Andern aber, denen man dieses epitheton ornans nicht ertheilt, kränkend, denn was ist ein denkender Schauspieler anders, als was er wenigstens sein soll, und was ist ein Schauspieler der nicht ein denkender ist? — kein Künstler, sondern ein Handwerker — also weg damit. Herr Heckscher ist, von den jetzt Lebenden zu sprechen, gewiß ein Künstler ersten Ranges — er denkt nicht nur, er durchdenkt seine Rolle, er faßt nicht nur den Charakter auf, er schafft sich einen Charakter — allein — thut er hier nicht zuweilen des Guten zuviel? Wir erlauben uns nicht anmaßend, ein Urtheil über ihn auszusprechen, wir wollen nur einige Fragen aufstellen und überlassen seinem Ermessen, sie nach bester innerer Ueberzeugung sich selbst zu beantworten, denn wir können in unserer Ansicht von der Sache eben so wohl Unrecht haben, als wir glauben, das Unrecht auf der anderen Seite zu sehen!

Um mit dem zu beginnen, was zuerst in die Augen fällt, fragen wir: war das Costüm ein richtiges? Hätte Stephan Foster nicht in einer Tracht, der seines Bruders ähnlich, erscheinen müssen, damit man auf den ersten Blick den Gentleman in ihm erkenne? das Herunterkommen in den Vermögensumständen zeigt sich ja nicht in rothen Tricots und gelben Collets, sondern in der unscheinbar gewordenen, fein und anständig gewesenen Kleidung! War ferner die Tracht des glücklichen Ehemanns nicht zu glänzend? Sammet und Seide trug wohl der vornehme Bürger, Gold aber auf den Kleidern war in jenen Zeiten das ausschließliche Eigenthum des Adels, des Ritterstandes. War endlich nicht die Tracht des Sherifs eine, seinen Rang weit übersteigende? — der rothe Hermelinmantel war zu jeder Zeit ein Merkmal des Fürstenstandes, selbst der Lord Major von London trägt nur einen kleinen Hermelin-Kragen, der Sherif trägt bis auf die heutige Stunde die Robe der Gerichtsperson, denn er ist nichts weiter als ein Friedensrichter.

Die Auffassung der Parthie selbst betreffend, fragen wir, war das schwunghafte Drehen auf einem Beine, das eigenthümliche Biegen und Wiegen des Körpers beim Gange, war die überhaupt stark markirte Action, der feinen Sitte des Gentleman angemessen? — selbst in der schlechtesten Gesellschaft behält der noble Character seine Haltung bei, und Stephan Foster ist ein durch und durch nobler Character, er hat nie aufgehört es zu sein.

Refr. dankt dem Himmel, daß er diese Parthie seiner Kritik hinter sich hat, es liegt nicht in seiner Absicht einem so ausgezeichneten Künstler wehe zu thun; er weiß wie empfindlich für den leisesten Tadel jeder Mime ist, und versichert daher nochmals in dem Vorstehenden keinen Tadel, keine Rüge eines Fehlers aussprechen, sondern nur Herrn Heckscher auf einige Einzelnheiten aufmerksam machen zu wollen, deren Auffassung nicht mit den Ansichten des Referenten übereinstimmt. Alles Uebrige schien uns tadellos. Herr Heckscher ist ein von der Natur durch Organ, Gestalt, Gesichtsbildung so begünstigter Mann, daß seine bloße Erscheinung genügt, uns für ihn einzunehmen, daher er auch da, wo er sich ganz diesen glücklichen Anlagen überläßt, jederzeit des glänzendsten Erfolges gewiß sein kann. Er gab die gemäßigtere Parthie seiner Rolle daher auch mit dem größten Glück und hat gewiß den Anforderungen auch der strengsten Kritik vollständig Genüge geleistet, obschon ihm persönliches Unwohlsein und große Theilnahmlosigkeit der Anwesenden im Wege standen. — Ex ungue leonem. Der Geschmack des Publikums scheint sehr verwöhnt, wenn ein Gast wie der unsrige das Haus nicht mehr zu füllen vermag.

Eine sehr anmuthige Erscheinung war Mad. Dill in der Rolle der Agnes, der reichen Wittwe, „jeder Zoll eine schöne Frau." Die Grazien hatten ihr Haupt geschmückt und bei ihrer Toilette geholfen, das Glück konnte sich keine freundlichere Gefährtin wählen, möge es sie denn auch ferner begleiten auf allen ihren Schritten und uns noch recht lange der Genuß bleiben, ihr herrliches Talent zu bewundern, und möchte manche Dame unserer Bühne Gelegenheit nehmen aus dem vortrefflichen Spiel dieser Künstlerin Vortheil zu ziehen.

Mad. Bethmann, in der Rolle der Johanna, that was sie vermochte um die Parthie zu heben, doch ist diese an sich so unbedeutend, daß es beinahe unmöglich scheint, dafür ein Interesse zu erwecken.

Die komische Seite des Stückes war durch Sir G. Klingsporn und Master Innocent Lamm in die Hände der Herren Wolf und L'Arronge gegeben. Vom ersteren läßt sich nur mit Vergnügen bemerken, daß er immer derselbe bleibt. Hr. L'Arronge aber wußte seinem Lamm so muntere Sprünge abzugewinnen, daß sein Erscheinen stets eine allgemeine Heiterkeit verbreitete, ohne daß man demselben eine Uebertreibung hätte vorwerfen können, ein Fehler in welchen ein beliebter Komiker sonst sehr leicht verfällt.

V.

Am 30. April. Der Liebestrank. Große komische Oper mit Tanz in 2 Akten von Donizetti. Mad. Spatzer-Gentiluomo: Adina, als fünfte und vorletzte Gastdarstellung.

Die Adine ist eine der dankbarsten Opernpartieen. Sie bietet nicht allein reiche Gelegenheit, die glänzendste Gesangsvirtuosität zu entfalten, sondern gestattet auch die reizendste Entwickelung einer graziösen Darstellung, und einer malerischen Toilette, welche die natürliche Anmuth der Gestalt und der Bewegungen noch bedeutend unterstützt und hebt. Wer, wie Madame Spatzer-Gentiluomo, zu diesen Bevorzugten gehört, ist des Sieges gewiß. Die Adina verschaffte der Künstlerin einen neuen Triumph. Der

Zauber ihrer Stimme, die erstaunliche Virtuosität, die Leichtigkeit, Feinheit, Eleganz, überhaupt das ächt künstlerisch Durchgebildete und Geschmackvolle ihres Vortrages vereinigte sich mit einem eben so feinen, als liebenswürdigen Spiel zu dem entzückendsten Ganzen. Besonders machten sich alle diese Vorzüge im zweiten Akt geltend, zu welchem Mad. S.-Gentiluomo den ganzen Reichthum ihrer Kunst aufgespart hatte, während der, in Folge eines vorangegangenen kleinen Unwohlseins noch etwas angegriffene Zustand des Stimmorgans im ersten Akte einige Schonung erheischte. Doch machte im Mittelsatze des ersten Finale die köstlich gesungene Cantilene die schönste Wirkung. Besondere Glanzpunkte im zweiten Akt waren die beiden Duette, das erste mit Dulcamara, welches die Künstlerin mit hinreißender Laune und Schelmerei vortrug, das zweite mit Nemorino, ausgezeichnet durch Schwung und Innigkeit. Mad. Spatzer-Gentiluomo hat unstreitig eine der schönsten Stimmen, welche Deutschland gegenwärtig aufzuweisen hat, und was Kunstfertigkeit des Gesanges, was vollkommene Beherrschung aller Mittel anbetrifft, so dürften ihr wohl nur Wenige hierin gleichkommen. — Das in allen Räumen gefüllte Haus überließ sich dem Zauber einer so seltenen und hervorragenden Erscheinung mit wahrer Freude, welche sich in den lebhaftesten Beifallsbezeugungen auf das glänzendste aussprach.

Trefflich unterstützt wurde Mad. S.-G. durch Herrn Duban (Nemorino), welcher durch die ausgezeichnete Leistung des geehrten Gastes nicht wenig angeregt wurde und mit ganz besonderem Nachdruck und Feuer sang.

Auch Herr Geisheim (Belcore) war im Ganzen, wenigstens in Betreff der musikalischen Ausführung seiner Parthie, recht befriedigend. Seine Gesangsmanier ist ansprechend und solide. Doch fehlt zur dramatischen Darstellung Gewandheit und Belebtheit noch fast gänzlich.

Herr Bock (Dulcamara) erinnerte in der Auffassung der Rolle zu sehr an seinen Baculus im Wildschützen. Solche Komik ist zu grobkörnig für diesen marktschreierischen, aber doch schlauen und in gewisser Hinsicht feinen Wunderdoctor. Einige Momente waren gelungen und schlagend, z. B. das Duett mit Nemorino im ersten Akt. In seiner Zärtlichkeit für Adine ging Herr B. zu weit.

Große Heiterkeit erregte die altmodische Quadrille, von vier Paaren in altem Costüm ausgeführt. Sie mußte da Capo getanzt werden. Herr Fricke excellirte.

Die Chöre genügten im Ganzen. Das Orchester war nicht immer präcis und mitunter gar zu vorlaut.

Markull.

Kajütenfracht.

— Künftigen Sonntag kommt zum Benefiz des Herrn Ditt Gutzkow's neuestes historisches Lustspiel „Zopf und Schwert“ zur Aufführung. Da preußische Verhältnisse namentlich Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm I. darin mit vielem Geist behandelt werden, muß dieses Lustspiel, das selbst auf fremden Bühnen mit großem Beifall aufgenommen, für uns von größerem Interesse sein. —

Aus der Provinz.

Am Peter-Paul-Tage des Jahres 1842 hatte der Besitzer des Erbpachtsgutes M. im Neustädter Kreise, Domainen-Rent-Amts Carthaus, drei Pflüge, durch evangelische Dienstleute geführt, zur Arbeit entsendet. Kurz nach dem Mittag erschienen mehrere Bewohner katholischen Glaubens aus dem Kirchdorfe St., und forderten die bei der Arbeit beschäftigten Dienstboten auf, sofort die Arbeit einzustellen, weil es Niemand erlaubt sei, an einem katholischen Festtage zu arbeiten. Die Arbeiter machten den Einwand, daß sie, als evangelische Glaubensgenossen, dem Befehl ihres Herrn folgten und sich nicht befugt noch verpflichtet hielten ihre Arbeit an einem, nur durch die Katholiken gefeierten Tage, einzustellen. Auf diese Antwort jagten die Katholiken gewaltsam die Pflugthiere aus den Furchen und verhinderten fortwährend die Pflugarbeit. Einer der Dienstboten eilte um Nachricht von dem Vorgefallenen an seinen Herrn zu bringen, welcher darauf seinen Inspector und Förster absandte, um die Ruhestörer abzuweisen und die Arbeit fortsetzen zu lassen. Beide versuchten jedoch vergebens den Katholiken das Ungebührliche ihres Betragens vorzuhalten und die Ruhestörung zu verhindern. Diese holten sich vielmehr Waffen aus dem nahe gelegenen Walde und drohten selbige anzuwenden, falls die Arbeit nicht augenblicklich eingestellt werden sollte. Da hiezu der Besitzer von M. keineswegs Befehl gegeben hatte, so hielt sich der Inspector nicht befugt, den Ruhestörern Folge zu leisten, sondern wollte dieselben namentlich aufzeichnen, um sie zur Verantwortung ziehen zu können. Da schlugen diese aber mit ihren Knitteln, auf Förster, Inspector und Dienstleute los, verletzten sie, und zwangen Alle gewaltsam das Feld zu räumen, wobei sie auf die Evangelischen schimpften und ausriefen: „Wir kommen nicht allein aus eigenem Antriebe, wir sind geschickt worden, die Heiligkeit der katholischen Festtage jeder Zeit, nöthigenfalls mit Gewalt aufrecht zu erhalten.“ Der Besitzer von M., um größere Excesse vorzubeugen, stellte die Arbeit ein, und meldete den Vorfall der Behörde, damit diese das Weitere veranlasse. In Folge dessen wurde die fiskalische Untersuchung eingeleitet, deren Resultat die Bestrafung von 6 Ruhestörern war, die gegenwärtig in C. ihr Vergehen mit 6 bis 8 Wochen Gefängniß abbüßen.

Von wem sie abgesendet worden, um so gesetzwidrig zu handeln, hat nicht ermittelt werden können. Der katholische Geistliche hatte aber gleichzeitig bei der Behörde auf Rüge gegen den evangelischen Besitzer von M. angetragen. Natürlich hat diesem Antrage nicht Folge gegeben werden können, da kein Gesetz den evangelischen Glaubensgenossen gebietet, sämmtliche Festtage der Katholiken durch Nichtsthun zu feiern. Sollte es in C . . . . e irgend eine Klasse der Bewohner geben, die die Ansicht hätte, sie stände über dem Staatsgesetz?

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.



Pferderennen bei Marienburg.

Das im vorigen Jahre am 1. Juni stattgefundene erste Pferderennen des Marienburger und Stuhmer Kreises hat allgemeine Theilnahme gefunden; weshalb auch in diesem Jahre ein Pferderennen auf einer noch näher zu bezeichnenden Bahn bei Marienburg am Montag den 3. Juni stattfinden wird.

Die Rennen beginnen um 9 Uhr Vormittags.

Eine Tribüne wird wie im vorigen Jahre erbaut, bei der die Herren Actionaire freien Eintritt haben, die Einlaßkarte für Angehörige derselben aber 5 Sgr. und für andere Personen 10 Sgr. kostet.

Jede Actie kostet 1 Thaler und ist bei Herrn Kaufmann Sudermann hieselbst zu entnehmen, bei welchem auch die Einlaßkarten zur Tribüne, sowie die näheren Bestimmungen über das Rennen zu erhalten sind.

Es finden folgende Rennen statt:

I. Rennen: 600 Ruthen, doppelter Sieg. Prämie für das erste Pferd 80 Thlr., für das zweite Pferd 40 Thlr., Pferde in den Händen ihrer Züchter aus den Kreisen Marienburg und Stuhm.

II. Rennen: 800 Ruthen, einfacher Sieg. Prämie für das erste Pferd 60 Thlr., für das zweite Pferd 30 Thlr.

III. Rennen: 700 Ruthen, einfacher Sieg. Prämie für das erste Pferd 50 Thaler, für das zweite Pferd 25 Thaler.

IV. Rennen: 500 Ruthen, einfacher Sieg um den von der Stadt Marienburg zu verhoffenden Preis.

V. Rennen: 400 Ruthen, einfacher Sieg um den Kaufpreis von 100 Thaler, wofür der Sieger zur Verloosung unter den Aktionairen dem Vereine überlassen werden muß. Jeder Inhaber einer Actie ist durch dieselbe zugleich Inhaber eines Looses.

VI. Subscriptions-Rennen: 600 Ruthen, Pferde aller Länder, Vollblut nicht ausgeschlossen; 2 Friedrichsd'or Einsatz. — Unterschriften bis zum Rennen offen. — Unter 10 Concurrenten kein Rennen. Gewicht unberücksichtigt.

Außerdem wird, um die Bildung tüchtiger Landwehr-Cavallerie-Pferde zu befördern, ein Preis von 50 Rthlr. für das tauglichste Pferd ausgesetzt. Ein zur Beurtheilung dieser Pferde und ihrer Leistungen erwähltes Comité wird über die Tüchtigkeit derselben entscheiden. Haupterforderniß ist, daß die gestellten Pferde nicht über acht Jahre alt sind, die Dressur nicht nachtheilig und angreifend auf das Pferd gewirkt hat, und daß die Pferde außerdem auch im Zuge gebraucht werden können.

Die Eigenthümer der zur Bewerbung um diesen Preis gestellten Pferde müssen im Marienburger und Stuhmer Kreise wohnhaft sein.

Marienburg, den 13. April 1844.

Der Vorstand des Vereins.

Im Verlage der Kunst- und Buchhandlung von

L. G. Homann

in Danzig ist so eben erschienen und für 15 Sgr. durch jede gute Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen:

Das Turnen.

Ein Beitrag zur Hygiëne.

Von

Dr. Pleßner,

Königlich Preußischem Kreisphysikus.

Das Turnen hat in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr auf sich gezogen, als es sich von allem Fremdartigen, was sich ihm in frühern Zeiten anhaftete, befreit und ganz auf seinen wirklichen Zweck, Erkräftigung und Bildung des Körpers, sich gerichtet hat. Leider haben die meisten der jetzigen Thurnlehrer mangelnder medicinischer Kenntnisse wegen, auch nur eine mangelhafte Einsicht in die Wichtigkeit und Bedeutung des Turnens überhaupt, wie der einzelnen Uebungen; diesem Mangel nun sucht vorliegende Schrift abzuhelfen, indem sie vom medizinischen Standpunkte aus den Nutzen so wie die etwaigen Gefahren des Turnens im Allgemeinen, und der einzelnen Uebungen im Besondern beleuchtet, sie dürfte daher Eltern, Erziehern und allen denen, die an dem Turnen Interesse nehmen, zu empfehlen sein.

Mein **Tapeten-Lager** ist durch mehrere nach und nach eingetroffene Sendungen jetzt auf's Reichhaltigste assortirt; auch empfing ich wieder **Rouleaux- und Fenstervorsetzer** in mannichfaltigen neuen Desseins.

Ferd. Niese,
Langgasse No. 525.

Frische weiße und rothe Klee- und Spargel-Saat wird verkauft Hundegasse No. 340.

Druck und Verlag von Fr. Sam. Gerhard in Danzig.